

Leseprobe aus: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), „Zwangsarbeit in Berlin. Erinnerungsberichte aus Polen, der Ukraine und Weißrußland“, Erfurt 2000

Leseprobe:

”Bis heute staune ich, daß ich nach solchen schweren Erfahrungen immer noch lebe”

Maria Andrzejewska, geb. Kawecka, Jahrgang 1917.

Wir arbeiteten in der Firma Dr. Klaus Gottwart - Technische Fabrik, [...] in der Köpenicker Straße 50, zwölf Stunden täglich. Samstags acht Stunden, aber fast an jedem Samstag mußten wir die Matratzen ”entwanzen”. Dies geschah unter Bewachung unserer Aufseherin, die oft die Wendung ”Du Polenschwein” gebrauchte. Das war sehr unangenehm.

Die hygienischen Bedingungen waren schrecklich. Nach der Ankunft bekam jede von uns ein Stückchen Kernseife und ein graues Tuch. Es gab ein Waschbecken mit Warmwasser. Aber jede von uns war entweder in einer Straßenrazzia festgenommen oder direkt vom Arbeitsplatz abgeholt worden, so daß wir keine Kleider zum Wechseln hatten. Wuschen wir die Unterwäsche, so hatten wir nur das Kleid an, oder, mit der Decke umwickelt, warteten wir, bis die Unterwäsche trocknete. Unter solchen Umständen war es schwer, die nötige Sauberkeit zu bewahren. Und wir spürten die erniedrigende Bedeutung der Wendung ”Du Polenschwein”, deren sich die Aufseherin sehr oft bediente. Da es den Polen vor Weihnachten nicht erlaubt war, Pakete abzuschicken, trugen wir diese einzige Unterwäsche beinahe zwei Monate lang.

Die Ernährung war furchtbar. [...] Am schlimmsten war die Suppe aus Rettich und Wirsing, zu der die Beilage Würmer waren. [...] Das Geschirr war aus Blech.

Ich erinnere mich an den ersten Heiligabend. Zum Abendbrot bekamen wir eine dünne Kohlsuppe und jede einen Keks. Mit dem Brief meiner Eltern bekam ich eine Oblate. Diese Oblate teilten wohl 60 Mädchen miteinander, schweigend und mit Tränen in den Augen.

Zur Arbeit fuhren wir eine Stunde. Uns war es nur erlaubt, die Straßenbahn zu nehmen. Aber wir versteckten unsere ”P”-Abzeichen und benutzten auch die U-Bahn, was die Fahrt um etwa 25 Minuten verkürzte. Die Arbeit begannen wir um sechs Uhr, also weckte uns der Wachmann bereits um vier Uhr 30.

In der Fabrik wurden Teile für Flugzeuge und U-Boote hergestellt. Ich arbeitete bei der technischen Prüfung. Die Löhne waren sehr niedrig. Ich weiß nicht mehr, aber ich bekam wohl zehn Mark monatlich, was sehr wenig war. Die Mädchen, die mit Maschinen arbeiteten, verdienten mehr, sie wurden nach der Menge bezahlt. [...]

[...] Im August 1944 flüchtete ich aus der Fabrik. [...] Ich bestieg den Zug in der Friedrichstraße, aber ich kam nur zwei Haltestellen weit, da es eine strenge Ausweiskontrolle gab: Man nahm mich mit, und unter Bewachung von zwei Gendarmen führte man mich zu einem Büro. Von dort brachte man mich mit dem Zug, unter Bewachung von einem

Gendarmen, ins Straflager nach Fehrbellin. Das war eine kleine Ortschaft in der Nähe von Neuruppin.

Gleich nach der Ankunft im Lager - es war Mittag - mußte ich mich nackt ausziehen. Man gab mir die Kleidung, die aus einer Uniform geschneidert wurde. Das waren: Hose, Bluse und Kopftuch. Keine Unterwäsche. Schuhe gab man mir auch nicht. Von den persönlichen Sachen konnte ich nur den Kamm behalten, den man mir noch vor dem Abend stahl. Während des ganzen Aufenthaltes kämmte ich mein Haar mit den Fingern.

[...] In den ersten Tagen im Lager lebte ich in ständiger Angst. Ich versuchte mich an die aufgezwungene strenge Lagerordnung zu halten, um keine Knüppelschläge zu bekommen; und mit diesem Knüppel schlug man gewöhnlich auf den Kopf. Später folgte eine Art innerliche Lähmung, einfach ein Verzicht auf das Leben. Der Schmerz in den Händen mit geplatzten Blasen und Füßen voller Wunden trübte meinen Verstand. Ich war ohne Gedanken. Ich lebte wie in Trance, und es war mir völlig egal, ob ich den nächsten Tag überlebe. Sogar am Tag der Entlassung verspürte ich keine Freude. Es bedurfte viel Zeit und Mühe, das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Nach großen geistigen Anstrengungen gelang es mir, aber dieses Leiden blieb tief in mir, wohl für immer.

[...] Von Fehrbellin aus kamen wir ins Gefängnis nach Berlin, Unter den Linden, wo wir zwei Tage waren. Von dort holte mich ein Wachmann ab und brachte mich zur Fabrik, aus der ich in die Köpenicker Straße floh. Trotz der Bombardierungen standen dort noch zwei Hallen, in denen zehn Mädchen arbeiteten. Keine von ihnen erkannte mich wieder. [...] Ich war sehr geschwächt: Ich wog 28 Kilo. [...]

1944 wurde die Fabrik teilweise ausgebombt. Die Maschinen und uns brachte man nach Klausdorf, wo der Fabrikbesitzer eine Ziegelei hatte. Die Bedingungen dort waren schrecklich. Wir wohnten in einer Holzbaracke. In jeder Stube gab es einen kleinen eisernen Ofen, aber wir bekamen kein Heizmaterial. In der Nähe befand sich ein Wäldchen, in dem wir Holz sammelten. Die Toilette war in einer Scheune, ein Dutzend Meter von der Baracke entfernt. Der Winter war hart, sogar die Maschinen in der Fabrik froren ein. Es gab kein Warmwasser, keinen Luftschutzraum. Während der Luftangriffe blieben wir in der Baracke, und als der Frühling kam, gingen wir zum Schutz unter die Bahnbrücke. In den letzten Wochen gab es in der Fabrik kaum Arbeit. Die Deutschen fuhren weg, und wir gingen Gräben ausheben.

Die Deutschen hatten einen Luftschutzraum, den wir nicht benutzen durften. Ich weiß noch, als am 28. April die Front neben uns war und der Beschuß von beiden Seiten andauerte, versteckte ich mich mit noch zwei Kolleginnen aus Angst in diesem Luftschutzraum; aber nach ein paar Minuten wurden wir entdeckt und man warf uns hinaus. Unter diesem Beschuß mußten wir irgendeine Zuflucht finden. Wir entdeckten ein Loch, in die Erde

gegraben, in dem wir die ganze Nacht verbrachten. Und morgens waren die russischen Truppen schon da.